

Dorf und Stadt als idealtypische Konturen und Lebensräume in Ost und West*

DETLEF BAUM

EINLEITUNG

Gerade in Zusammenhängen weltweiter Globalisierung und wachsender Mobilitätserfahrungen werden Dörfer, Städte und Stadtteile bzw. Quartiere als Gemeinwesen immer bedeutsamer für die soziale und sozialräumliche Verortung von Menschen. Dies konnte in vielen Gemeindestudien aufgezeigt werden (vgl. Löw 2001, Baum 2010, 2014). Identifikation mit dem Ort und Domizilbindung werden immer wichtiger für die Identitätssicherung der Bewohner; Gemeinschaftserfahrungen werden zu integrationsstiftenden Momenten. Im Kontext der sozialräumlichen Strukturen des Quartiers entwickeln Menschen bestimmte Formen der Lebensstilführung und gewinnen das Vertrauen in die Strukturen alltäglicher Lebenspraxis; in Kommunikationen und Interaktionen erfahren sie Anerkennung und können das Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln. Für Andere von Bedeutung zu sein wird zunehmend zu einem konstitutiven Merkmal eines lokalen Sozialzusammenhangs. Nur wenn man länger im Quartier lebt, erfährt man diese Form sozialer Verortung als biographisch-räumlich prägendes Gefühl des Dazu-Gehörens. Die sich immer wiederholende Alltagspraxis gegenseitigen Kommunizierens und des Umgangs miteinander wird als vertrauensbildende Struktur erlebt (Herlyn 2010).

In diesem Zusammenhang werden dann auch die Wohnung und das Wohnumfeld im Kontext des Lokalen zunehmend zu Orten gesellschaftlicher Verankerung –

* Der Text entstand im Rahmen der Realisierung des Projektes Erweiterung und Entwicklung des wissenschaftlichen Forschungsteams der Ostravská-Universität in Ostrava, Fakultät für soziale Studien, Projekt-Nummer: CZ.1.07/2.3.00/20.0080, mitfinanziert aus dem Europäischen Sozialfonds und aus dem Staatsbudget der Tschechischen Republik.

und zwar bei gleichzeitiger Abgrenzung von der Gesellschaft. Erst mit der Entstehung der Bürgerstadt im Mittelalter konnte sich ein Prozess durchsetzen, der die Privatsphäre vom öffentlichen Raum trennte. Voraussetzung war die Entwicklung des Bürgertums als einer neuen gesellschaftlichen Gruppe, die sich den feudalen Abhängigkeiten allmählich entzog. »Stadluft macht frei« war ein Rechtsgrundsatz, dem der Satz: »Landluft macht eigen« entgegen stand. Mit der nunmehr neuen Repräsentationsform des Bürgertums entwickelte sich auch der Prozess der Vergesellschaftung als einer Kommunikations- und Repräsentationsform, die nicht mehr auf gemeinschaftlicher Bindung beruhte, sondern auf rationalen, von Anonymität geprägten, distanzierten und sozial disziplinierten Formen der Umgangs miteinander. Öffentliche Räume wurden jetzt auch in ihrer Dialektik wahrgenommen; sie zugänglich zu finden bei gleichzeitiger Abgrenzung zum Privaten gehört zum konstitutiven Erfahrungsschatz des Städters. Die Wohnung kann als ein Ort gesellschaftlicher Repräsentation betrachtet werden; was früher der Öffentlichkeit vorbehalten war, wird zunehmend auch im Privaten Praxis. Zugleich bleibt dem öffentlichen Raum auch nicht mehr alles vorenthalten, weil es privat zu sein scheint.

Mit der Stadt kann zunächst einmal – idealtypisch gefasst – das Konzept der Gesellschaft verbunden werden: rationale Strukturen, institutionalisierte Formen sozialer Kontrolle, Formen der Präsentation, die auf unvollständiger Integration beruhen, auf gegenseitiger Fremdheit und Anonymität und auf funktionalen Beziehungen. Man wird in der Stadt nur immer partiell mit seiner Identität in spezifischen Rollen wahrgenommen, die man in bestimmten Kontexten spielt. Gleichzeitig wird die Stadt immer nur partiell zur Kenntnis genommen (Simmel 1908, Bahrdt 1971); man besetzt Handlungsräume in der Stadt, wenn sie von einer besonderen Bedeutung für einen sind: die Innenstadt als Handlungs- und Erlebnisraum, andere Stadtteile, mit denen Freizeitaktivitäten verbunden sind, in denen Freunde und Bekannte wohnen oder in denen die eigenen Kinder zur Schule oder in andere Institutionen gehen.

Dorf ist – ebenfalls idealtypisch – zunächst Vergemeinschaftung: Informelle Dichte, auch diffuse und ganzheitliche Beziehungen und Kommunikationsmuster, die auf gegenseitigem Kennen und gegenseitiger Anerkennung beruhen, sind Wesenszüge von Gemeinschaften. Man nimmt in der Regel den gesamten Sozialraum Dorf als eine sozialräumliche Einheit und nicht nur als bestimmte Ortsteile oder Straßen wahr. Man kennt sich gegenseitig nicht nur als Individuen, sondern als Angehörige von bestimmten Familien, Höfen, Lebensgemeinschaften. Soziale Kontrolle funktioniert noch zum Teil über informelle Netzwerke und Nachbarschaften und auf der Basis von Überzeugungen, Werten und Normen, die noch alle mehr oder weniger teilen.

Es handelt sich also bei Stadt und Dorf offensichtlich um zwei unterschiedlich geprägte und verfasste idealtypische Lebensräume und Sozialzusammenhänge, die sich seit der ersten Urbanisierungswelle im Mittelalter in Europa getrennt entwi-

ckelt haben und die bei aller Unterschiedlichkeit doch auch in Wechselbeziehung zueinander stehen und auch historisch wie strukturell aufeinander verwiesen sind. Nicht zuletzt lassen sich Veränderungen dieser sozialen Lebensräume beobachten, die auf eine Interdependenz dieser beiden Lebensräume schließen lassen und die es auch wohl rechtfertigen können, Stadt und Dorf noch einmal unter einer bestimmten Fragestellung genauer anzuschauen – nicht zuletzt auch als Idealtypen, die das individuelle und kollektive Wahrnehmen und Befinden ebenso wie die jeweiligen Ansprüche an einen bestimmten Lebensraum noch immer beeinflussen; eben auch trotz und entgegen ihrer verschiedenen Formen der Wechselbeziehungen und Verschränkung. Denn einerseits werden Formen der Vergemeinschaftung und sozialen Kohäsion zunehmend auch in urbanen Kontexten relevant. Um sich sozial verorten zu können, bedarf es auch dort dichter und auf Dauer gestellter sozialer Beziehungen im Kontext des Lokalen: Man muss bzw. möchte wissen, wo man hingehört und wo man zuhause ist – und man kann halt nicht überall in der Stadt zuhause sein. Andererseits verändert sich das Dorf vor allem im Einzugsgebiet der Städte zu einer modernen urbanisierten Form des Zusammenlebens und auch der Siedlungsgestaltung. Demgegenüber hat das klassische stadtabgewandte Dorf mit seiner Anschlussfähigkeit an die moderne Gesellschaft zu kämpfen.

Vor dem Hintergrund dieser Betrachtungen sollen im Folgenden die Stadt und das Dorf als je spezifische Lebensräume und Sozialzusammenhänge analysiert werden. Dabei geht es in diesem Beitrag um drei Fragen:

1. Ist die Stadt als Spiegelbild der Gesellschaft ein Lebensraum, der eigentlich nur dadurch funktionieren kann, dass alle ihre jeweiligen Rollen spielen und sich in den jeweiligen sozialen Räumen und Kontexten der Stadt auch bei Aufrechterhaltung sozialer Differenzen und kultureller Vielfalt angemessen verhalten und präsentieren können – also unter den Bedingungen unvollständiger Integration?
2. Kann das klassische traditionelle Dorf als Dorfgemeinschaft mit seinem Prinzip umfassender Vergemeinschaftung in der modernen Gesellschaft überleben oder muss es sich »urbanisieren«, um anschlussfähig an die Entwicklung moderner Gesellschaften zu werden oder zu bleiben?
3. Bedarf die Stadt der Strukturelemente dörflicher Vergemeinschaftung, damit dem Städter in dieser vermeintlich unübersichtlichen und komplexen Umgebung soziale Verortung gelingt – wenn er/sie diese für seine/ihre Identität als Städter überhaupt benötigt – und/oder findet das klassische Dorf mit seinem Grundmuster vollständiger Integration seine Identität gerade darin, als Gegenpol zu einer städtischen Vergesellschaftung in Erscheinung zu treten?

Bevor Antworten auf diese Fragen formuliert werden, soll das Charakteristische der europäischen Stadt und des europäischen Dorfes herausgearbeitet werden, da eben jene Wesenszüge des europäischen Dorfes und der europäischen Stadt die Grundla-

gen für die die Beantwortung der Fragen bieten. Anschließend soll die Beziehung von Stadt und Land ebenso wie das Verhältnis der Stadt zum Dorf diskutiert werden, auch um fragen zu können, was die Stadt als Gesellschaft und das Dorf als Gemeinschaft ausmachen.

AUSGANGSPUNKT: DIE EUROPÄISCHE STADT UND DAS ALTEUROPÄISCHE DORF

Die europäische Stadt und das alteuropäische Dorf waren immer schon prägend für die Entwicklung einer spezifischen Lebensweise und Spiegelbilder des gesellschaftlichen Wandels. Eigentlich gilt dies seit es überhaupt Städte gibt. Babylon, Rom und die Städte des frühen Assyriens waren immer schon der Inbegriff von Welt (Benevolo 2007). Allerdings kann man für die europäische Stadt Eigenarten herausarbeiten, die diesen Stadttypus von anderen Städten in anderen Kulturkreisen unterscheidet und die sicher zusammenhängen mit der europäischen Urbanisierungsgeschichte, die ja immer auch geprägt war von fürstlichen Stadtgründungen, Abgrenzungen zum Land, und der bereits erwähnten Entwicklung eines städtischen Bürgertums (vgl. Reulecke 1985, Siebel 2004, Mieg/Heyl 2013).

Die europäische Stadt steht wie kein anderer Stadttyp für die Entwicklung des Bürgertums und einer bürgerlichen Gesellschaft seit der frühen Neuzeit, die bis in die heutige Zeit mit ihren Normen und Wertvorstellungen wesentliche Integrationsbedingungen und damit auch Ausgrenzungsbedingungen formuliert hat. Dies ist sicher eines der hervorstechenden Merkmale der europäischen Stadt. Dort wo sich Städte nicht als Bürgerstädte entwickelten, konnte sich auch ein Bürgertum nicht entfalten. Mit der europäischen Stadt bildete sich eine bestimmte städtische Lebensweise und mit dieser ein urbaner Lebensstil heraus, der eben nur durch die Stadt und ihre spezifische Struktur und Dynamik entstehen kann (Sennett 2000) und durch die Dialektik von Integration und Ausgrenzung getragen wird; unabhängig davon, dass jede Stadt ihre je eigene Dynamik und eine je eigene Logik hat, nach der sie eine spezifische kulturelle, ökonomische und soziale Kerndynamik entfaltet (Löw 2008: 65ff.).

Auch das europäische Dorf hatte von jeher eine spezifische soziale Struktur und politische Verfasstheit, die es von Dörfern außerhalb Europas wesentlich unterscheidet (vgl. Blickle 2006, Troßbach/Zimmermann 2006). Das europäische Dorf signalisiert dazu den Beginn einer spezifischen politischen Kultur und Verfasstheit der Gemeinde, später der Gemeinde als Gemeinschaft und Gemeinwesen, ja als Kommune kann das alteuropäische Dorf als »Urgestein des Politischen« (Blickle 2008: 62ff.) angesprochen werden.

ZUM VERGLEICH

Eine ost-westeuropäische Vergleichsperspektive bezieht sich zum einen auf die Charakteristika der europäischen Bürgerstadt, die sich in den Kernländern Westeuropas ausgebildet hat und die sehr stark mit der bereits erwähnten Entstehung des Bürgertums als gesellschaftlich dominanter Schicht in den unterschiedlichen Ländern und Territorien Westeuropas verbunden ist. Dort aber, wo sich auch in Europa ein Bürgertum nicht oder nur rudimentär ausbilden und sich dementsprechend auch keine spezifische bürgerliche Lebensform entwickelt konnte, hatten die Städte einen anderen Charakter. So bildeten sich in Russland eher Herrscherstädte aus, Städte, in denen der Herrscher Hof hielt und die eine entsprechende vom Adel geprägte Ministerialität, das Militär und die Beamten, herausbildete, die die Stadt bewohnten. Dies wird im Anschluss am Beispiel typischer Merkmale der europäischen Stadt noch zu verdeutlichen sein.

Ein weiterer Vergleichspunkt besteht in der unterschiedlichen Urbanisierungsgeschichte bzw. dem unterschiedlichen Verlauf der Urbanisierung, die die Formen der Städte in Westeuropa und in Osteuropa verschieden macht. In der ersten Urbanisierungsphase des Mittelalters haben sich in Westeuropa flächendeckend Dörfer und Marktflecken zu Kleinstädten, Landstädten und Mittelstädten ausbilden können, während in den mittel- und osteuropäischen Gesellschaften um diese Zeit nur punktuell Städte entstanden und Dörfer sich zwar entwickelten, aber eben Dörfer blieben – das hat sicher auch etwas zu tun mit der politischen Verfasstheit kommunaler Selbstverwaltung und ihren Entwicklungsmöglichkeiten in einigen Kernländern Westeuropas, auf die Gerhard Oestreich am Beispiel des Kameralismus als Verwaltungsform eingeht, die in Abhebung zum absolutistisch geprägten Merkantilismus zur Philosophie des aufgeklärten Absolutismus avancierte (Oestreich 1969; vgl. auch Baum 1988). So blieb in den mittel- und osteuropäischen Staaten die Gemeinde lediglich als Untergliederung des Staates erhalten, während sich in Westeuropa durch die Selbstverwaltung der Gemeinden eine subsidiär getragene Struktur entwickelte. Auch blieb der Gegensatz von Metropolen und Großstädten einerseits und kleineren Landstädten und Dörfern andererseits eher erhalten, als dass es dort zu Annäherungen hinsichtlich ihrer strukturellen Gestalt und funktionalen Ausrichtung gekommen wäre.

Schließlich hat die Industrialisierung in den Kernländern Westeuropas, aber auch in Mitteleuropa (bspw. in Polen oder Tschechien), zu jener spezifischen Industriestadt geführt, die einen besonderen Charakter aufwies bzw. noch immer aufweist, weil sich in ihr Arbeit und Leben auch sozialräumlich aufs engste miteinander verband und dies seinen Ausdruck auch ihrer spezifischen städtebaulichen Gestaltung fand. Die Industriestädte Osteuropas hatten diese Form so nicht.

Auch wenn sich in ganz Europa Industrialisierungsprozesse unterschiedlich entwickelt haben – zum Teil bildeten sich Industrieregionen aus, zum Teil kam die Fabrik aber auch ins Dorf und bildete eine neue Struktur des Nebenerwerbs für die dortige Bevölkerung –, die industrie-kapitalistische Ausprägung der Stadtstruktur war schon etwas sehr typisch für die Entwicklung und für die Erscheinungsformen der europäischen Stadt. Seit dem 18. Jahrhundert hat sie zu einer sozialräumlichen Differenzierung von Arbeiterquartieren, bürgerlichen Vierteln und Mittelschichtquartieren entscheidend mit beigetragen. Gerade in den europäischen Industriestädten spiegelt die horizontale sozialräumliche Verteilung der Bevölkerung die vertikale soziale Schichtung der Gesellschaft wider – eine der zentralen Thesen der Chicagoer Schule und ihren stadtsoziologischen Untersuchungen (vgl. Burgess/Park 1925).

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich im Rahmen der Trennung Europas durch den »Eisernen Vorhang« auch die industrie-kapitalistische Entwicklung der Stadt im Westen von der durch den Sozialismus beeinflussten Stadtentwicklung und vom sozialistischen Städtebau im Osten zunächst getrennt. Die Fragen, wer wie und wo in der Stadt leben und arbeiten soll und welche Funktionen eine Stadt zu erfüllen hat, wurden nunmehr sehr unterschiedlich bearbeitet und beantwortet. Gleichwohl blieb die jeweilige bürgerliche Vorgeschichte der Städte, z.B. in der DDR und in anderen sozialistischen Ländern, auch noch während des Sozialismus virulent.

WAS MACHT DIE EUROPÄISCHE STADT SO EINZIGARTIG?

Walter Siebel (2004) macht auf fünf Merkmale aufmerksam, die die europäische Stadt von anderen außereuropäischen Städten unterscheidet. Wie bereits erwähnt, ist die europäische Stadt der Ort, an dem das Bürgertum, die bürgerliche Gesellschaft entstanden ist. Diese Geschichte der Stadt spiegelt sich auch in ihren öffentlichen Bauten und ihren Plätzen wider. Verbunden damit ist die Geschichte der Stadt als Emanzipationsgeschichte. Max Weber hat bereits die Stadt des Mittelalters als *conjuratio*, als Verbrüderung von Bürgern gegen den Usurpator, beschrieben. Es ging auch damals schon um die Emanzipation eines erstarkenden Bürgertums von der politischen Herrschaft des Landesherren oder kirchlicher Obrigkeit unter der Maßgabe der Selbstbestimmung (Weber 1920/1999: 45-199).

Strukturgeschichtlich ging es um die Emanzipation des Wirtschaftsbürgers – des Bourgeois – aus der Ökonomie des *oikos*, des Ganzen Hauses zum Markt hin, der gleichzeitig das Handlungsfeld und den Inbegriff öffentlicher Kommunikation bildet. Und es handelte sich schließlich um die Emanzipation des Citoyens aus feudalistischen Herrschaftsverhältnissen zur Selbstverwaltung einer Gemeinde freier

Bürger, aus denen dann Vorstellungen einer Republik und partizipatorische Ansprüche heutiger Bürgergesellschaften erwachsen konnten (und wohl auch sollten). Darüber hinaus ist die Stadt ein Ort einer urbanen Lebensweise, die durch die bereits erwähnte Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit entsteht. Wir greifen hier auf die Thesen von Hans-Paul Bahrdr zurück, dass ein städtisches Leben umso urbaner ist, je größer die Spannung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit ist (vgl. Bahrdr 1971). Ob diese Polarität und die daraus erwachsende Spannung heute noch eine Lebensweise urban macht oder ob es erst die Spannung zwischen Wohnung und Markt als konstitutiver Faktor des Öffentlichen ist, die eine städtische Lebensweise urban macht, mag zunächst dahin gestellt bleiben. Aber diese Art der Trennung dürfte eine ländliche Kleinstadt von einer Großstadt wie z.B. Halle unterscheiden und eben wiederum Halle von Paris.

Die europäische Stadt ist des Weiteren, wie Wacquant feststellte, eine sozialstaatlich regulierte Stadt (vgl. Wacquant 1997). Ihre Lebensbedingungen, ihre sozialen Verhältnisse – auch die sozialen Konflikte und Spannungen –, ihre soziale Infrastruktur, ihr sozialer Wohnungsbau, ihre kommunale Sozialpolitik mit dem Ziel der Gestaltung sozialräumlicher Lebensverhältnisse weist sie zugleich als sozialplanerisch gewollte Stadt aus. Kommunale Sozialpolitik ist in dieser Hinsicht konstitutiv mit der Stadt verbunden.

All dies zeigt sich auch in ihrer physischen Gestalt, in ihrer städtebaulichen Anordnung von Straßen, Plätzen, öffentlichen Bauten und Wohnhäusern. So hängt z.B. der Geschosswohnungsbau, der für die Stadt typisch geworden ist, zunächst mit einer städtischen Wohnungsbaupolitik zusammen, die das Ziel hatte, in der wachsenden Industriestadt Mitte des 19. Jahrhunderts geeigneten Wohnraum für die vom Land zuströmenden Arbeiter, schließlich aber auch für alle zu schaffen – auch für diejenigen, die es alleine nicht vermögen, sich geeigneten Wohnraum auf dem Markt und zu Marktbedingungen zu beschaffen.

In einer Bürgerstadt gehörten die erwähnte Emanzipation von den Fesseln feudalistischer Herrschaft und die Entwicklung eines autonomen Wirtschaftsbürgertums zusammen, auch in dem Sinne, dass sie das urbane Leben geprägt haben. Die Entwicklung des Handelskapitalismus hat Städte zu Handelsstädten gemacht, in denen ein ausgeprägtes weltweit agierendes Wirtschaftsbürgertum sich entwickeln und ausbreiten konnte. Das Kontor wurde damit zum Inbegriff bürgerlicher Öffentlichkeit und diese wiederum zum Forum eines wirtschaftlich und politisch rasonierenden Publikums.

Wir kennen Residenzstädte, in der die Ministerialität einen spezifischen bürgerlichen Habitus des Hofbeamten ausbildete (Vierhaus/Botzenhardt 1966) und wir kennen Industriestädte, in denen eine sich bourgeoise gerierende industriekapitalistische Klasse die Herrschaft innehatte und zusammen mit einer proletarischen Arbeiterschicht die Kerndynamik der Stadt bestimmte. Knut Schulz (2008) weist anhand einiger zentraler Beispiele die Entwicklung der Ministerialität in den

Städten nach und kann dabei aufzeigen, wie sehr das städtische Bürgertum über diese Funktionen als Ministeriale die Geschicke der Stadt bestimmte. Die aus dem Patriziat entwickelte ministeriale Bearbeitung sozialer, regionaler oder sonstiger Fragen der Stadt zeigt sich bereits in Reichsstädten wie Worms, Nürnberg, Regensburg u.a., die auch Bischofsstädte waren, wo sich diese Form der Ministerialität eher entwickelte. Dazu zählen u.a. auch Mainz, Trier und Köln.

Auch die Ausbildung einer spezifisch städtischen Öffentlichkeit verdanken wir dem europäischen Bürgertum (vgl. Habermas 1990). Was das Öffentliche dabei ausmacht, ist, dass diese Öffentlichkeit zum einen als typischer Repräsentationsrahmen des Bürgertums in Erscheinung trat. Zum anderen entwickelten sich neue Formen des politischen Diskurses im öffentlichen Raum, an denen jeder teilhaben konnte. Der Adel hatte seine Repräsentationsform in der Hofhaltung, das Dorf kannte das Wirtshaus als Ort eines rasonierenden Publikums oder, um mit Jaroslav Hašek *DIE ABENTEUER DES BRAVEN SOLDATEN SCHWEJK* zu argumentieren: »Hospoda je centrem místní inteligence«, das Wirtshaus ist das Zentrum der lokalen Intelligenz (Hašek 1985). Das Bürgertum kannte in diesem Kontext seine Privatsphäre, die sich klar abgrenzen ließ von der Öffentlichkeit, der Salon war eine besondere Form der Herstellung von Öffentlichkeit im Kontext des Privaten (Habermas 1990).

WAS IST PRÄGEND FÜR DAS EUROPÄISCHE DORF?

In Europa bildeten sich Dörfer zunächst als Notgemeinschaften von Häusern aus. Die eigentliche Einheit war das Haus als Inbegriff von Wirtschaftsbetrieb, Sozialzusammenhang, kultureller Einbindung und sozialräumlicher Verortung (vgl. Blickle 2008, Brunner 1980, Riehl 1976, Hofmann 1959). Mit dem Haus und der Hauswirtschaft tritt der Mensch, soweit er darüber verfügen kann, aus dem »Naturzustand« heraus, die Gemeinschaft der Häuser bildet den Grundstein für das Dorf. Hausfriede und Hausherrschaft bildeten wesentliche Voraussetzungen für die Beziehung zum Nachbarn und entwickelten sich institutionell zu Dorffriede und Dorfherrschaft als zentralen Elementen bäuerlicher Vergemeinschaftung.

So bildeten sich zunächst Gemeinden aus, die erst einmal als autonome Verwaltungen des Alltäglichen entstanden und politisch auf das gemeine Ganze, auch das »gemeine« Beste ausgerichtet waren. Die Allmende war dafür das reale Symbol, der Inbegriff gemeinschaftlichen Handelns und auch der alltäglich konkrete Bezugsort dafür, dass man nicht nur in der Not zusammenhalten musste, sondern auch der alltägliche Nutzen des Gemeinen, des Gemeinsamen zu organisieren war. Wenn Peter Blickle (2000) darauf verweist, dass die Kommune das Urgestein des Politischen ist, dann zielt er genau auf dieses Charakteristikum in der Verfasstheit des europäi-

schen Dorfes ab: auf die aus der Not erwachsene Gemeinschaft der Häuser, die ihren Alltag gemeinsam organisierte, auf ihre Selbstorganisation, auf ihre Selbstverwaltung und damit auch auf kommunale Repräsentation gegenüber übergreifenden Ansprüchen und Mächten. Für die Integrationspotentiale sorgte aber nicht nur die Allmende; auch auf die Kirche im Dorf war Verlass, auf die Pfarrei als Integrations- und Bewältigungshilfe durch das Heil, insoweit es sich nicht um gemischte konfessionelle Bevölkerungsgruppen handelte und die Prozesse bzw. Auswirkungen der Konfessionalisierung (Schilling 1991) auf dieser Ebene zu bewältigen waren.

Im Grundriss erscheinen Gemeinden somit als Nachbarschaften, die ihre Beziehungen institutionalisiert haben und die im gegenseitigen Einverständnis Institutionen ausgebildet haben, die das Gemeindeleben regeln. Darauf verweisen René König und einige Autoren der frühen Gemeindestudien in Deutschland (vgl. König 1958, Kötter 1956). Zum Teil sind es alt hergebrachte Regeln mit überkommenen, zuweilen aber auch durchaus rekursiv gesetzten, mitunter auch nach rückwärts erfundenen Traditionsbezügen (Bausinger 1961). »Weil es immer schon so war«, konnte man sich vielfach einen anderen Zustand als den jetzigen nicht vorstellen. Diese erfahrene oder angenommene »Unvordenklichkeit des Rechts« (Maier 1980) bildete lange die Grundlage jedweder Kommunikation der Häuser untereinander, zumal deren Erinnerungen und Geschichten an Generationsfolgen und biographische Phasenverläufe gekoppelt waren (vgl. Bausinger 1961). Zum Teil entstanden aber auch immer wieder neue Regeln, die Normen ausbildeten, Erwartungen formulierten, die auch die Kommunikation strukturierten und Kompetenzen zuschnitten. Historische Erfahrungen, religiöse und konfessionelle Divergenzen und nicht zuletzt ökonomische Entwicklungen spielen für diese Prozesse eine zentrale Rolle. Diese Form der Institutionalisierung der Gemeinschaftsbildung aus einem »corps naturel« stellt dabei für den großen französischen Verfassungshistoriker Roland Mousnier (1980) die Voraussetzung dessen dar, was dann auch unter bürgergesellschaftlichen und verfassungstheoretischen Gesichtspunkten seit dem 18. Jahrhundert als *bien commun* bzw. *bonum commune* bekannt war: das Gemeinwohl der Gemeinde (vgl. Blickle 2008: 65).

VERÄNDERUNGEN DES STADT-LAND-VERHÄLTNISSES

Die Stadt hatte schon immer ihr besonderes, immer auch ambivalentes Verhältnis zum Land und das Land wusste um die Bedeutung der Stadt als Ort der Macht, der Herrschaft, der Kultur – allerdings auch der Fremdheit.

Schon früh waren somit die Stadtmauer, der Wall, die Stadttore nicht nur Einrichtungen der Ordnung, des Schutzes und der Sicherheit, sondern auch Symbole für die Trennung vom Land und damit eben auch Markierungen des Gegensatzes

von Stadt und Land. Auch dies ist ein typisches Merkmal der europäischen Stadt: die klare Unterscheidbarkeit von Stadt und Land. Es gehörte auch von Anfang an zum Selbstverständnis der Stadt, dass sie sich als emanzipierte Bürgergesellschaft vom Land abgrenzen konnte, das demgegenüber im feudalen Zustand grundherrschaftlicher Abhängigkeiten verharrte. Gleichwohl konnte sich die Stadt nur dadurch entwickeln, dass die landwirtschaftliche Produktion Überschüsse erzielte, mit denen wiederum die Stadt versorgt wurde. Insofern damit die Stadt auch immer abhängig vom Land war, muss das Stadt-Land-Verhältnis zwangsläufig als ein ambivalentes gesehen werden.

Zunächst ist festzuhalten, dass sich jener Dualismus von Stadt und Land, der bereits im 19. Jahrhundert vor allem von Heinrich Wilhelm Riehl (vgl. Riehl 1854, 1897, 1976) und Ferdinand Tönnies (vgl. Tönnies 1935/1991, zuerst 1887) angesichts industrie-kapitalistischer Entwicklungen sorgenvoll beobachtet wurde, sehr lange in der soziologischen Diskussion gehalten hat. Das Riehlsche Verständnis eines Dualismus von einem entstehenden städtischen Bürgertum als Kraft der sozialen Bewegung (Riehl 1976: 153) einerseits und dem Landadel und den Bauern als »Kräften der Beharrung« (ebd.: 57) andererseits hat lange auch in wissenschaftlicher und nicht zuletzt ideologischer Hinsicht einen Stadt-Land-Gegensatz konstruiert. Agrarromantik war die eine Seite der Medaille; die andere Seite war eine romantizistische und anachronistische Großstadtkritik. »Das deutsche Volk ist von Hause aus ein Landvolk gewesen«, so Riehl in seiner um die Jahrhundertwende 1900 – Berlin war gerade auf dem Weg zu zwei Millionen Einwohnern, einer Zahl, die dann 1905 bereits überschritten war – durchaus populären Studie zur Familie als Handlungsfeld der Sozialpolitik: »Das deutsche Volk siedelte sich zuerst nur in Höfen und Weilern an, unter fremdländischem Einfluss bildeten sich nachgehends die Städte.« (Riehl 1897: 290) Eine zunehmende industriell geprägte Verstädterung, auch Verelendung, verstärkte die Angst vor dem Moloch Stadt.¹ Tönnies' Entgegensetzung von Gemeinschaft und Gesellschaft ist bis heute prägend geblieben, zumindest für die theoretische und mitunter auch ideologisch geführte Diskussion um die jeweiligen Integrationslogiken von Stadt und Dorf.

Wir haben es aber heute noch mit einem ganz anderen Prozess zu tun, der die Unterscheidung von Stadt und Dorf oder Stadt und Land zumindest schwieriger macht, weil ihr im Zuge weiterer Entwicklungen die klare Konturierung fehlt. Nicht nur, dass durch Suburbanisierungsprozesse das Land um die Kernstadt herum urbanisiert wird, zumindest aber verstädtert wirkt. Wir kennen seit dem von Thomas

1 In seiner vierbändigen *NATURGESCHICHTE DES DEUTSCHEN VOLKES ALS GRUNDLAGE EINER DEUTSCHEN SOZIALPOLITIK* spricht Riehl von der Gefahr, dass »die Zunahme der großstädtischen Volksmassen« zu »einer wahrhaft vernichtenden Entscheidung für unsere ganze Civilisation« (Riehl 1854: 76) werde.

Sievert (1998) eingeführten Begriff der »Zwischenstadt« eine Siedlungsform, die weder Stadt noch Dorf ist, die zum einen den Bezug zur Stadt strukturell braucht und dennoch zum anderen Wohn- und Lebensformen entwickelt, die eher an das Dorf erinnern. Wer dort wohnt, fährt – wie auf dem Land auch – in die Stadt. Auch die Wohnform der Einfamilienhaus-Bebauung mit Gartengrundstück erinnert an ländliche Strukturen. Und trotzdem ist es kein Dorf. Sieverts weist darauf hin, dass der Prozess des Übergangs von nicht besiedelten – ruralen – zu besiedelten – städtischen – Räumen stets geplant und auch gestaltet werden muss; dies gilt auch für das jeweilige Verhältnis der beiden Siedlungsformen zueinander.

Bereits 1952 hat Herbert Kötter in seiner Darmstadt-Studie die Beziehung von Stadt und Land, von agrarisch geprägtem Umland und Stadt neu zu ordnen versucht, indem er den in die Stadt pendelnden Nebenerwerbslandwirt zum Prototyp einer Lebensform erhob, die sich in den Randzonen der Städte etabliert hatte und die Dörfer um die Stadt herum zu ihrem Einzugsgebiet erklärte (vgl. Kötter 1952). Dabei war auch eine Verschmelzung urbaner und ruraler Sphären und eines darauf bezogenen Lebens zu beobachten, in deren Folge es zu einer Interpenetration der Lebensstile kam.

Dabei handelt es sich freilich um einen langen und auch nicht sehr einfachen, in gewisser Weise auch widersprüchlichen Prozess. Denn zum einen haben wir es im europäischen Raum in allen Gesellschaften immer noch mit Formen des traditionellen, auch stadtabgewandten Dorfes zu tun. Vielleicht ist es nicht mehr unbedingt hauptsächlich agrarisch geprägt, aber es hat eine traditionelle Lebensweise aufrechterhalten. Auch seine Integrationslogik beruht – vielleicht sogar gerade gegenläufig zu aktuellen sozialen und auch kommunalpolitischen Prozessen – auf einem durchaus noch traditionellen Verständnis von Dorfgemeinschaft. Die soziale Integration beruht im Selbstverständnis vieler Dorfbewohner noch immer eher auf dem Verständnis, einen bestimmten Wertehorizont gemeinschaftlich zu teilen, als dass unterschiedliche Wertvorstellungen unter den Bedingungen eines respektvollen Umgangs miteinander ausgehandelt werden können. Heterogenität und Vielfalt der Lebensstile sind dagegen eigentlich noch immer der Stadt vorbehalten, weil dafür auch sozialstrukturelle Differenzierung und soziale Ungleichheit als strukturelle Voraussetzungen notwendig sind, die das Dorf herkömmlicher Weise nicht kennt – zumindest aber nur in einem geringeren Maße zulassen kann, so dass Heterogenität und Vielfalt eher desintegrierend wirken, oder zumindest so erscheinen können. Zum anderen haben wir es vor allem in den industriell bzw. im Dienstleistungssektor fortgeschrittenen Gesellschaften mit Dörfern im Einzugsgebiet von Städten oder in Metropolregionen zu tun, die zwar auch Dörfer bleiben wollen, in die aber bereits ein urbaner Lebensstil Einzug erhalten hat, weil ihre Bewohnerschaft auf dem Dorf wohnt, aber in der Stadt arbeitet, bzw. sich in ihren Wohnzusammenhängen und Freizeitansprüchen aus der Stadt ausgekoppelt hat. Dies wird später unter der Urbanisierung des Dorfes noch einmal aufgegriffen werden.

DIE STADT ALS GESELLSCHAFT

Ist die Stadt als Spiegelbild der Gesellschaft und zugleich als ein Lebensraum zu verstehen, der eigentlich nur dadurch funktionieren kann, dass alle – wie in der Gesellschaft auch – in bestimmten Handlungsräumen ihre jeweiligen Rollen spielen und in den jeweiligen sozialen Räumen und Kontexten der Stadt sich angemessen, also funktional verhalten und präsentieren – gerade unter Aufrechterhaltung sozialer Differenzen und Tolerierung kultureller Vielfalt?

Moderne, funktional differenzierte Gesellschaften integrieren ihre Mitglieder ohnehin nur unvollständig. Man ist in solchen Gesellschaften in einigen zentralen, weil konstitutiven Handlungsfeldern integriert – meist in Bildung, Wohnen, Arbeit und in den Gesundheitsbereich. In ganz vielen anderen gesellschaftlichen Handlungsfeldern ist man aber gleichzeitig gar nicht integriert oder nur rudimentär – und dies bewusst. Maßgeblich ist und bleibt aber auch hier, dass man dann gesellschaftlich integriert bzw. handlungsfähig ist, wenn man in den genannten zentralen Bereichen der Gesellschaft einen gleichberechtigten Zugang zu den dortigen Institutionen und institutionellen Kontexten hat.

Moderne Gesellschaften sind in der Regel auch durch soziale Ungleichheit gekennzeichnet, also durch sozialstrukturelle Differenzierungen, kulturelle Heterogenität. Und moderne Gesellschaften sind von einem bestimmten sozialstaatlich verfassten Wohlfahrtsstaatsregime geprägt, was seinen Ausdruck findet in den sozialstaatlich vorgegebenen Rahmenbedingungen staatlichen Handelns und einer kommunalen Sozialpolitik (vgl. Mundt 1983, Grohs 2010).

Kommunale Sozialpolitik hatte dabei schon immer klassische Aufgaben in der Wohnraumversorgung, der Gesundheitsversorgung und -fürsorge, im Bereich der Arbeit und der Versorgung der erwerbslosen Armen sowie der Jugend und in der Gewährleistung bzw. Sicherung ihres Hineinwachsens in die Gesellschaft durch sozialpädagogische Maßnahmen der Jugendhilfe. Zentrale sozialpolitische Aufgaben der Stadt in modernen Gesellschaften sind auch heute immer noch die Wohnraumversorgung, das Gesundheitswesen und die Jugendhilfe. Das ist deshalb erwähnenswert, weil die Stadt auch heute noch mit genau diesen Problemen zu kämpfen hat und gerade auch ihre Attraktivität als Stadt mitsamt ihrer Integrationspotentiale von der Frage abhängen, wie sie in diesen Bereichen sozialpolitisch aufgestellt ist, in welchem Maße sie diese Aufgaben in den Augen ihrer Bürger angemessen und zufriedenstellend bewältigen kann.

Ein anderes Problem heutiger Städte stellt sich darüber hinaus angesichts der negativen Folgen sozialräumlicher Segregationsprozesse. Wir haben bereits weiter oben festgestellt, dass sich eine Bewohnerschaft nach bestimmten Kriterien in einem sozial-geographischen Raum einer Stadt verteilt (vgl. Burgess/Park 1925). Für das Grundmuster der Stadt sind solche Verteilungsprozesse sozialer, ökonomischer

und ggf. auch kultureller Differenzierung zunächst normal und typisch, und dazu gehört auch, dass diese dann auch zu einer bestimmten Segregation von Wohnstandorten führen. Auch Segregation ist in diesem Zusammenhang zunächst kein problematischer Prozess. Denn Wohnstandortentscheidungen führen immer zu einer spezifischen sozialräumlichen Verteilungsdynamik. Diese Wohnstandortentscheidungen werden getragen von familienzyklischen Faktoren, sozioökonomischen Ressourcen, Zugängen zu Arbeit, zu Bildung, zu Gesundheit, Freizeit etc. Das Ergebnis dieser Ausdifferenzierung sind in der Regel sozial homogene Quartiere, in denen sich eine Bewohnerschaft trifft, die aufgrund ihres ähnlichen sozialökonomischen Status ähnliche Vorstellungen des Lebens und Wohnens teilt. So kommt es zur sozialen Entmischung; das sozial durchmischte Quartier hat sich inzwischen vielfach als eine Illusion entpuppt.

Sozialistische Gesellschaften kannten Segregationsprozesse in den Städten auch, allerdings nach anderen als sozialökonomischen Kriterien. Wir beobachten vor allem in der Transformation postsozialistischer Städte inzwischen den Beginn eines solchen Prozesses, in dem vorher sozial durchmischte städtische Quartiere sich entmischen. In den fortgeschrittenen Gesellschaften Westeuropas hat dieser Prozess inzwischen einen Grad erreicht, wo wir von einer sozialen Spaltung der Städte sprechen können, deren erste Bedingung und erster Anfang die eben beschriebene sozialräumliche Differenzierung ist. Sozialräumliche Spaltung der Quartiere hat dann aber auch zur Folge, dass sich bestimmte Milieus sozialräumlich abschotten, quasi unter sich bleiben. Das führt dazu, dass die einen mit den anderen aus anderen Quartieren nichts mehr zu tun haben, sich noch nicht mal mehr im öffentlichen Raum begegnen. Es kommt in der Folge zur sozialen Spaltung; der unkomplizierte Zugang anderer zu einem Quartier ist schwieriger geworden, wenn er überhaupt noch stattfindet.

Dieser Prozess wird in dem Maße für sozial benachteiligte Quartiere in dem Maße prekär, in dem die Wohnadresse als Kriterium für die soziale Integration oder die soziale Ausschließung in der Stadt an Bedeutung gewinnt (vgl. Häußermann 2004, Dangschat 2000). Man wohnt nicht in einem privilegierten Quartier, weil man privilegiert ist, sondern man wird durch das Quartier privilegiert. Und man ist benachteiligt durch das Quartier. Der Ruf des Quartiers in der Stadt, die mangelnde urbane Struktur und die unzureichende Anbindung an die Kernstadt führen dann dazu, dass aus dem benachteiligten Quartier ein benachteiligendes Quartier wird und aus einem privilegierten Quartier ein privilegierendes Quartier: »Sage mir, wo du wohnst und ich sage dir, wer du bist.«

Die bereits erwähnte Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit ist in diesem Zusammenhang nicht lediglich ein weiteres konstitutives Merkmal für die Stadt; auch wenn sie nicht mehr von der Spannung getragen wird, die ihr noch Bahrdt (1971) unterstellen konnte. Sie ist zugleich auch ein Merkmal für moderne Gesellschaften, denn die Privatsphäre wird immer bedeutsamer für die Lebensstilführung

und die Wohnung zum Ausdruck dieser Präsentation von Lebensstil, zugleich aber auch ggf. unterlaufen bzw. konterkariert durch eine seit den 1960er Jahren fortlaufend zu beobachtende wachsende Bedeutung medialer Vermittlungen und entsprechender Anschlussmöglichkeiten an Medien und elektronisch getragene »soziale Netzwerke« (Castells 1977). Die Stadt kennt die beiden Bereiche des Öffentlichen und des Privaten sowohl als getrennte als auch aufeinander bezogene Sphären. Der Städter lernt oder weiß, dass er sich im öffentlichen Raum anderes verhalten und präsentieren muss, als er dies im privaten Raum tut; Georg Simmel spricht in diesem Zusammenhang von der Blasiertheit und einer nervösen Gereiztheit, an denen sich Städter nicht nur erkennen lassen, sondern die sowohl die Voraussetzungen als auch die Rahmenbedingungen für Kommunikation und Interaktion im städtischen Raum abgeben (Simmel [1908] 2008). Und eigentlich reicht für die Integration in die Stadt aus, dass man sich angemessen: zurückhaltend, »blasiert« und neutral im öffentlichen Raum bewegen und präsentieren kann, egal, wie man privat lebt; was zugleich erneut auf die für die Stadt konstitutive unvollständige Integration in die Gesellschaft der Stadt verweist.

Viel wichtiger ist aber für die Stadt der Charakter und die Funktion einer bürgerlichen Öffentlichkeit, in der die Repräsentation im Verhältnis zu den anderen unter den Bedingungen ihrer Fremdheit und Anonymität und ihrer potentiellen Andersartigkeit das herausragende Merkmal ist und die die Interaktion zwischen den Akteuren im öffentlichen Raum kennzeichnet. Man gehört dazu und ist doch jedem anderen fremd. Simmels immer wieder gern zitierte Stelle aus seinem Aufsatz *DIE GROSSSTÄDTE UND DAS GEISTESLEBEN* (Simmel [1908] 2008), dass der Großstädter blasiert, intellektuell und reserviert seien, macht an dieser Stelle zugleich deutlich, dass es sich auch um Schutzmechanismen handelt, die der Großstädter braucht, um nicht in eine Kommunikationsdichte hineinzugeraten, in der er hoffnungslos verloren wäre.

Städtische Öffentlichkeit ist damit zugleich geprägt durch Überraschendes, Widersprüchliches, durch Ambivalenzen, Fremdheit und kulturelle Andersartigkeit. Kulturelle und soziale Heterogenität waren immer schon typisch für die Stadt, haben in der Geschichte immer wieder auch zu Konflikten geführt oder wurden ausgehalten; der Städter hatte die Aufgabe, die daraus erwachsende Spannung immer wieder auch auszuhalten und die dazu notwendige Ambiguitätstoleranz zu entwickeln. Es geht dabei um die Fähigkeit, mit der potentiellen Möglichkeit eines Ereigniseintritts umzugehen, der sich der Vorausschau und der logischen Begründung aus einem spezifischen Handlungs- und Sinnkontext auch entzieht. Dass dies in der Geschichte der Städte unterschiedlich ausgeprägt war, unausweichliche Belastungen zu Bürgerkrieg oder auch – antisemitisch ausgerichtet – zu Pogromen führen konnte und geführt hat, lässt sich in nahezu jeder Stadtgeschichte Europas wiederfinden; Ludwig Tiecks 1831 erschienene umfangreiche Novelle *DER HEXENSABBAT*

schildert diese Zusammenhänge aus der Geschichte der nordostfranzösischen Stadt Arras in einer bis heute ebenso verstörenden wie anschaulichen Weise.

Allerdings entwickelt sich daraus auch für die Stadt ein besonderes Integrationsmodell. Eben weil jeder jedem fremd ist, kann bzw. sollte die Stadt die Heterogenität von Verhaltensmustern strukturell ertragen. Unvollständige Integration ist ja gerade das Grundprinzip sozialer Integration in der Stadt – übrigens mit der Folge, dass es deswegen auch nicht zur vollständigen Exklusion von bestimmten Individuen durch den öffentlichen Raum aufgrund spezifischer unerwünschter oder abweichender Verhaltensweisen kommen kann bzw. sollte. Der Städter lernt, dass es Verhaltensmuster und Präsentationsformen im öffentlichen Raum gibt, die er weder akzeptieren noch teilen muss, ihnen aber dennoch mit Respekt zu begegnen ist.

DAS DORF ALS GEMEINSCHAFT

Das Dorf integriert dagegen auf einer anderen Grundlage. Als »Urform« gemeinschaftlichen Lebens entwickelte das Dorf im Laufe seiner Geschichte ein kollektives Gedächtnis, das bei allen Unterschieden und Gemeinsamkeiten der Dörfer das eine Dorf abgrenzt vom jeweils anderen. Ein kollektives Gedächtnis dient in diesem Rahmen zunächst der Abgrenzung gegenüber anderen, auch gegenüber dem Fremden und ist zugleich die Grundlage einer kollektiven Identität. Während der Städter die Geschichte seiner Stadt nicht kennen muss und trotzdem integriert sein kann, ist es im Dorf Voraussetzung der Zugehörigkeit, dass man jenes kollektive Gedächtnis kennt, das sich auf Erzählungen, Geschichten und Erfahrungen stützt. Aus der Dialektik von Abgrenzung vom Fremden und Integration der Dazugehörenden entsteht ein kollektiver Habitus.

Der Dörfiler interpretiert seine Gegenwart und seine Zukunft im Lichte der Vergangenheit, der Erinnerungen, der Traditionen, Sitten, Bräuche, die ein selbstverständliches Dazugehören signalisieren. Insofern war und ist die Dorfgemeinschaft nur Gemeinschaft im Sinne der Traditionen, die sie hervorgebracht hat und im Sinne der kollektiven Rituale, die Gemeinschaft erzeugten und immer noch erzeugen sollen. Integration gelingt hier in dem Maße, in dem man die spezifischen Traditionen, Bräuche, Sitten, Regeln teilt und den Habitus kennt und anerkennt, die die Menschen auf Grund ihres je spezifischen Raum- und Gemeindeverständnisses dort entwickeln und integrativ und identitätsstiftend wirken.

Mit Habitus ist hier ganz in der Bourdieu'schen Tradition ein Begriff gemeint, mit dem man die Erzeugung und Reproduktion eines ganz bestimmten Lebensstils verbindet und dessen Repräsentation durch Symbole manifest wird. Ein solcher Habitus kann nur ein Produkt der sozialen und kulturellen, aber auch der sozialräumlichen Kontexte sein, in denen er gilt und präsentiert wird, die Anderen ihn als

solchen wahrnehmen und darauf zu reagieren vermögen. Ein solcher Habitus entwickelt sich im Kontext des Alltäglichen. In den alltäglichen Interaktionen, in der alltäglichen Bewältigung des Lebens, in alltäglichen Formen der Repräsentation, des Umgangs miteinander und der Kommunikation untereinander wird ein bestimmter Lebensstil deutlich (vgl. Bourdieu 1991).

Gemeinden entfalten aufgrund eines solchen, ggf. voraussetzenden, Habitus in der Regel sehr spezifische Logiken und Mechanismen sozialer Integration auch auf der Basis ihrer je spezifischen Geschichte, der besonderen regionalen und räumlichen Rahmenbedingungen ihrer Entwicklung. Man ist eine Dorfgemeinschaft in dem Maße und in der Art, wie man Geschichten, Erzählungen und Erinnerungen reproduziert. Dieses wiederum ermöglicht – idealtypisch – einen unkomplizierten Umgang mit der lokalen Realität, schafft Vertrauen in die Strategien der Alltagsbewältigung im Kontext der sozialräumlichen Gegebenheiten, ermöglicht Anerkennung und schafft das Gefühl, dazu zu gehören.

Und Dörfer zielen, versprechen oder ermöglichen es, mit ihren überlieferten, erfahrenen und durch Erinnern tradierten Praktiken und Handlungsmustern einen Eigensinn zu schaffen, mit dessen Hilfe ihre Bewohner die Zukunft deuten, Phantasien entwickeln und Lebensentwürfe im Lichte der Traditionen, des Vergangenen und des kollektiven Gedächtnisses planen bzw. ggf. auch umsetzen können (vgl. Kaschuba/Lipp 1982). Dadurch entstehen lokalspezifische Interpretationen der Welt »draußen«, Erzählungen und Strategien sozialer Verortung. Es entstehen daraus spezifische Netzwerke, auch Machtkonfigurationen und soziale Vernetzungen, die hier eine höhere Dignität und Plausibilität besitzen als anderswo; solange der Rahmen des Dorfes in Geltung erscheint können diese auch entsprechend eingefordert bzw. ggf. auch »konstruiert« werden. Und es entwickeln sich unter Umständen spezifische Formen der Orts- und Domizilbindung, der sozialen Interaktionen und der damit verbundenen speziellen Ausprägungen von Konfliktbearbeitungs- und Aushandlungsprozessen, die nur hier und nirgends sonst gelten. Deshalb kann es sein, dass sich daraus auch unterschiedliche Integrationslogiken, -mechanismen und -praxen ergeben, die an diesen Ort gebunden sind.

Erst dann kann der Raum des Dorfes imaginär und ggf. de facto durch die »Einheit des Ortes« (Bausinger [1961] 1986: 56) charakterisiert werden. Solche Orte sind dann durch die Zusammengehörigkeit des Geschehens und durch die nur dort gegebenen Verständigungsmöglichkeiten sowohl gekennzeichnet als gleichzeitig auch begrenzt. Was über diesen Verständigungshorizont und über den Erfahrungshorizont des Geschehens im Dorf hinausgeht, wird ausgeblendet und bleibt fremd (vgl. ebd.). Die Dorfbewohner können – im Idealtypus des Dorfes als isolierter gemeinschaftlicher Lebenszusammenhang – in diesem Rahmen das Dorf nur je spezifisch als ihren besonderen gelebten Sozialzusammenhang identifizieren und, soweit sei auf ihr Dorfbewohner-Sein begrenzt werden, nicht darüber hinaus konstruieren.

Während man sich im Dorf Gedanken darüber macht, warum man nicht begrüßt wird, würde dem Städter diese Form der Kommunikation Stress machen, wenn ihn Fremde grüßen würden (vgl. Bausinger 1987). Die Anonymität der städtischen Öffentlichkeit erlaubt dagegen eigentlich erst jene Vielfalt und Heterogenität von Verhaltensweisen und Repräsentationsformen, die wir der Großstadt zuschreiben und die wir dort zumindest auch nicht als desintegrierend bezeichnen würden. Im Dorf führen Vielfalt und divergierende Verhaltensmuster allerdings wohl eher zu Irritationen, die eine oder andere Verhaltensweise kann dann durchaus zu einer devianten erklärt werden. Man kennt den anderen nicht nur als Individuum, sondern kann ihn meist verorten, zu diesem Hof zugehörig identifizieren, man kennt seine Familie und seine Lebensumstände. Meistens ist der Wohnort in solchen Dörfern auch noch der Arbeitsort (gewesen) oder man hat seinen Arbeitsplatz im Nachbarort oder der nächsten Stadt, ohne dass die Chance besteht, in diesem oder dieser soweit integriert zu sein, dass man seinen oder ihren Lebensstil mit nach Hause bringt. Insofern dies noch gilt oder stattfindet, integriert das Dorf den einzelnen dann jeweils »total«.

Diese Unterscheidungsmerkmale sind auch wichtig für das Verständnis des klassischen, idealtypischen Dorfes und seiner Schwierigkeiten, Anschluss an die moderne Gesellschaft zu finden. Sie zeigen auch die Herausforderungen auf, die ein Dorf auf sich nimmt auf dem Weg in die Moderne als urbanisiertes Dorf.

DAS DÖRFLICHE IN DER STADT

Wo finden wir das Dörfliche in der Stadt? Wir entdecken inzwischen auch wieder in städtischen Zusammenhängen eine Form von sozialer Vernetzung und sozialer Kohäsion, die wir nur auf dem Dorf kennen. Über einen längeren Zeitraum aufrecht erhaltene nachbarschaftliche Kontakte schaffen auch in Stadtteilen Traditionen und Rituale, die auf gegenseitiger Anerkennung und einer Form von sozialer Kontrolle beruhen, die wir sonst nur im ländlichen Raum kennen: Formen des gegenseitigen Aufpassens und auch Schützens; wobei sicherlich auch die Möglichkeiten besteht, die Kontrolle devianter Verhaltens- und Lebensweisen mit einer breiteren Toleranz Erwartung zu verbinden. Vielleicht auch als Reaktion auf die immer globaler und unübersichtlicher werdenden Stadtgesellschaften (vgl. Sassen 2001) lassen sich solche Vergemeinschaftungstendenzen in den Stadtteilen vor allem von Großstädten und Metropolen feststellen. Eben weil Zu-Hause-Sein auch Übersichtlichkeit und Vertrautheit mit den Strukturen bedeutet, ist die Herausbildung lokalspezifischer Kommunikationsmuster und Traditionen inzwischen auch in der Stadt eine Reaktion auf Formen vergesellschaftender unvollständiger Integration – und damit als Chance und Risiko in einem zu verstehen.

Im Zuge dieser Entwicklung kommt es, zumindest in westeuropäischen Ländern, auch in urbanen Siedlungs- und Lebensverhältnissen zu einer Renaissance der sozialen Verortung durch Vergemeinschaftung, die auf Zugehörigkeit und auf Vertrauen in die Alltagsbewältigung im Kontext des Wohngebietes beruht und die gegenseitige Anerkennung erlaubt. Indikatoren der Entwicklung lokalspezifischer Traditionen sind z.B. Straßenfeste, Nachbarschaftsfeste und nachbarschaftliche Unterstützungssysteme, die eher auf Ansprüche von Vergemeinschaftung hindeuten als auf Gesellschaft und auf deren institutionalisierte Systeme und Netzwerke unter den Voraussetzungen moderner, also prinzipiell unvollständiger, Integration.

Es muss ja nicht gleich das Dorf in der Stadt sein, das sich im Zuge der zunehmenden Bedeutung lokaler Vernetzung ausbildet. Es geht in den Stadtteilen und Quartieren auch nicht vorderhand um dörfliche traditionelle Vergemeinschaftung in Abgrenzung zum anderen Stadtteil oder zu moderneren Entwicklungen der Urbanisierung, obwohl es solche quasi-dörflichen Grenzziehungen auch zwischen städtischen Quartieren gibt und diese bspw. bei der Herausbildung subkultureller Jugendstile eine Rolle spielen (vgl. Hall/Hey 1980). Allerdings gibt es ein Wiederbeleben spezifischer Integrationsmodi in der Großstadt, die ihrerseits auch eine Geschichte haben, wie in Berlin der Kiez, mitunter sogar den Linien der ehemaligen Dörfer folgen, bevor sie in die jeweils städtischen Strukturen integriert wurden (Bornheim, Bonames und Eschersheim in Frankfurt am Main, Neukölln, Grünaus oder Schönefeld in Berlin). Es ist mitunter noch nicht einmal nur der Wunsch nach Nähe und sozialer Verortung angesichts urbaner Distanz zum Anderen, der auf neue suburbane Integration Wert legt. Vielmehr sind es historisch gewachsene, traditionelle Formen der Aneignung und Gestaltung des öffentlichen, eben auch »gemeinen« Raumes, die die städtebauliche Gestaltung mitbestimmen werden und die sich nur dort ausbilden, wo die dort lebenden Menschen das Gefühl haben, der Raum gehöre auch ihnen und es sei legitim, ihn so zu besetzen, dass man sich in ihm wohl und mit anderen verbunden fühlt. In Quartieren, in denen eine alte angestammte Bewohnerschaft sich etabliert hat, die den einen oder anderen Zugezogenen in sich aufnimmt, weil er so ähnlich ist, wie die anderen erscheint und deshalb auch dazugehört, entstehen ggf. solche dorfmäßigen Formen der Vergemeinschaftung, die vom Respekt vor dem Anderen (vielleicht auch vor seiner Unnahbarkeit) getragen sind, dem man aber jeden Tag begegnet, weil er auch da ist und der dann ebenfalls feststellt, dass man einander immer begegnet; und wenn dann einer der beiden fehlt, wird deutlich, dass auch dieser bei aller respektvollen Distanz dazugehörte. Anschaulich wird dieser Gedanke in der Filmdokumentation *EINER FEHLT* (2013) von Mechthild Gaßner, die einmal mehr auf die Problematik unserer Städte verweist, dass sie offensichtlich auch für eine angestammte Bewohnerschaft in den gewachsenen Quartieren z.B. im Zuge von Gentrifizierungsprozessen immer weniger integrationssichernde und identitätsstiftende Handlungsräume bieten.

DAS STÄDTISCHE IM DORF, ODER: DIE URBANISIERUNG DES DORFES

Wo entdecken wir das Städtische im Dorf? Im modernen Dorf haben inzwischen Veränderungsprozesse eingesetzt, die das Dorf urbaner machen. Gemessen an den erläuterten typischen Prozessen des sozialen Wandels entwickeln sich Tendenzen, die von einer Urbanisierung des Dorfes sprechen lassen. Früher waren es der Lehrer und der Pfarrer, die einen urbanen Lebensstil mitbrachten, zu dem die bäuerliche Gesellschaft allerdings dann auch keinen Zugang hatte – auch nicht brauchte und meistens ebenso wenig fand.

Im modernen Dorf haben wir es inzwischen auch mit strukturellen Veränderungen zu tun, die darauf hindeuten, dass sich die Kommunikation dort im öffentlichen Raum verändert hat und sich inzwischen auch hier Privatheit von Öffentlichkeit derart unterscheidet, dass sich auch die Präsentationsformen verändern und die Themen im öffentlichen Raum anders gelagert werden als jeweils zuhause. Man tauscht sich nicht mehr mit allen im Dorf über das aus, was eigentlich privat ist (und was herkömmlicherweise auch für alle kommunikativ zugänglich war).

Auch das Dorf integriert unter den Bedingungen fortgeschrittener und fortscheidender Moderne den einzelnen nicht mehr vollständig. Viele Aspekte der Lebensstilführung entziehen sich der sozialen Kontrolle und basieren nicht mehr auf den Traditionen und Bräuchen, aus denen das Dorf bisher sein kollektives Gedächtnis, seinen Anspruch auf Gemeinschaft sowie seine Funktionen der Integration begründete. Und was die sozialräumliche Differenzierung der Bewohnerschaft im Dorf betrifft, so lassen sich auch hier Annäherungen zwischen Stadt und Dorf beobachten. Zwar lassen sich Segregationsprozesse immer noch vor allem bei einer bestimmten Größenordnung der Städte oder Kommunen feststellen, aber auch auf dem Dorf gibt es inzwischen eine Form der sozialräumlichen Segregation, die vor allem die Bewohnerschaft von Neubaugebieten von den Alteingesessenen unterscheidet.

Nun darf man sich die Urbanisierung des Dorfes nicht so vorstellen, dass sich das Dorf zur Stadt entwickelt oder Stadt wird. Vielmehr haben wir es mit einer dialektischen Verknüpfung urbaner Elemente und dörflicher Strukturen zu tun, die das Dorf weiterhin Dorf sein lassen, während sich aber im Dorf zugleich die Formen und Bedingungen sozialer Integration und die Art der Teilhabe an öffentlichen Diskursen und Kommunikationsprozessen verändern. Die Dorfgemeinschaft nimmt zudem in einer bestimmten Weise stadtesellschaftliche Element auf, so dass auch im öffentlichen Raum der Dörfer Fremdheit, Anonymität und Unvorhergesehenes auftreten und somit auch dort der öffentliche Raum Spannungen und Ambivalenzen erzeugt, die man aushalten muss und die zugleich Anstöße zur Innovation unterschiedlichster Art bedeuten können.

Kann denn vor diesem Hintergrund der Idealtypus des klassischen, »traditionellen« Dorfes als Dorfgemeinschaft mit seinem Prinzip umfassender Vergemeinschaftung unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft überleben oder muss es sich im Ganzen »urbanisieren«, um anschlussfähig an die Entwicklungen einer sich fortschreitend modernisierenden Gesellschaft zu werden oder zu bleiben? Oder findet angesichts dieser Entwicklungen das klassische Dorf seine Identität gerade als Gegenpol zu einer städtischen Vergesellschaftung mit ihrem Grundprinzip unvollständiger Integration? Der klassische Idealtypus Dorf ist sicherlich noch immer sehr stark geprägt von der Dorfgemeinschaft, auch als Notgemeinschaft der Häuser. Demnach tritt man noch immer auch aus der Hausgemeinschaft heraus und formiert sich als »Solidargemeinschaft« des Dorfes, in der die Geschicke des Einzelnen mit den Geschicken der Dorfgemeinschaft auf Identität hin beobachtet und ggf. bearbeitet werden. Diese Form der Vergemeinschaftung steht allerdings deutlich im Widerspruch zur Autonomie und zur Individuation, wie sie moderne Gesellschaften versprechen und erzeugen, fordern und reproduzieren; zumindest aber erscheint sie vor diesem Hintergrund ambivalent. Moderne Wohlfahrtsregimes versorgen und versichern Individuen, die Dorfgemeinschaft ist dagegen eine Solidargemeinschaft, in der der Einzelne dann seinen Platz hat, wenn er über bestimmte Verbindungen (Familien, Vereine, Konfession, Besitz und Funktion) verfügt. Während mit der Urbanisierung des modernen Dorfes die Chance besteht, traditionelle Formen des Zusammenlebens mit modernen Prozessen der Individualisierung zu verbinden und dadurch zu neuen, in gewissem Sinn individualisierteren Lebensstilführungen im modernen Dorf zu kommen, hatte das traditionelle Dorf zunächst keinen Zugang zur Moderne und ihren Vergesellschaftungstendenzen. Man kennt vielleicht die Stadt – sie bleibt dem Dörfler aber auch fremd, er hat zu ihren Facetten und deren Vielfalt keinen nachhaltigen mentalen Zugang. Für die west- und osteuropäischen Gesellschaften werden diese in sich deutlich begrenzten Dörfer aber offensichtlich immer mehr zum Problem. Durch Abwanderung der Jungen und die zurückbleibenden Alten drohen diese Dörfer tatsächlich auszusterben. Gerade in westeuropäischen Gesellschaften werden solche Dörfer im Einzugsgebiet der Städte und in Metropolregionen, ebenso aber auch in Zwischenregionen wie bspw. dem Elsass, inzwischen ganz allmählich zu Wohnorten oder Rückzugs- und Freizeitorten einer privilegierten Mittelschicht, die bewusst diesen (teilweise auch wieder neu inszenierten) ländlichen Lebensstil als Erholung von der Stadt und dem beruflichen Alltag betrachtet und sich geradezu wünscht, dass diese Dörfer nicht in dem Maße urbanisiert werden – weil dann schließlich zu befürchten wäre, dass auch dort die gleichen »Stressfaktoren« auftreten, die man aus der Stadt schon kennt.

CONCLUSIO

Stadt ist – idealtypisch – noch immer Ort der Gesellschaft und das Dorf vermeintlich Ort der Gemeinschaft. Die Stadt vergesellschaftet mit allen Konsequenzen, die moderne funktional differenzierte Gesellschaften mit sich bringen, was zugleich auch bedeutet, dass sie per se und systematisch immer nur partiell integriert. Die Stadt mit ihren typischen Merkmalen – wie der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, der sozialräumlichen residentiellen Segregation ihrer Wohnquartiere sowie eben ihrem Integrationsmodus der unvollständigen Integration –, diese Stadt ist auf der einen Seite eine Chance für kulturelle Heterogenität und Vielfalt, auf der anderen Seite bedarf sie eines sehr hohen Integrationspotentials und bewirkt damit auch die Suche nach Gegenwelten, ggf. in den Sphären der eigenen Pluralität. Denn sie ist in der Komplexität ihrer urbanen Lebensstilführung zugleich auch dann eine Überforderung, wenn man keinen mentalen Zugang und die dazu notwendigen Handlungskompetenzen zu dieser Form der Stadt als Handlungs- und Erlebnisraum gewinnt; zumal auch in den sozialen Gruppen und Schichten, denen entsprechende Kapitalausstattungen (ökonomische, kulturelle, soziale und symbolische) fehlen. Wenn man heute junge Studierende fragt, wo sie lieber wohnen wollen, dann sagen diese häufig auch: auf dem Dorf. Die Stadt wird mit Dreck, Verkehrslärm, schlechter Luft, schlechten Bedingungen für Kinder und Jugendliche, mit Unübersichtlichkeiten, Risiken, Komplexität identifiziert und seltener mit ihrem kulturellen Wert, ihrem Zugang zur Urbanität als einem spezifischen Lebensstil in Verbindung gebracht. Außerdem sei die Stadt zu teuer zum Wohnen und Leben und im Zugang zu Freizeit- und Bildungseinrichtungen. Die Stadt erscheint (wieder) als Moloch, der sie vermeintlich schon in der Kulturkritik der Jahrhundertwende 1900 war (vgl. Riehl 1854, Tönnies 1935) – aber dennoch man will auch heute nicht ganz weg von ihr, denn man braucht sie auch.

Das klassische Dorf ist – idealtypisch – demgegenüber in seiner Übersichtlichkeit, aber auch in der Begrenztheit und Beschränktheit seiner Möglichkeiten, noch immer mit der Vorstellung und ggf. auch Erfahrung einer begrenzenden und beschränkenden Gemeinschaft verbunden, die einer besonderen Mentalität bedarf – auch deshalb, weil man erwartet, in ihr umfassend integriert zu sein und sich prinzipiell im öffentlichen Raum nicht anders präsentieren kann und muss als zuhause – weil es dort eine spezifische Öffentlichkeit (noch) nicht gibt. Diese Gemeinschaft soll noch immer durch eine hohe Kohäsion und ihre auch umfassende soziale Kontrolle als Gemeinschaft auf sich selbst verwiesen sein, was nicht zuletzt dazu führt, dass die Behauptung des Einzelnen als autonomes und sich distanzierend ins Verhältnis zu anderen setzendes Individuum dort schwieriger ist als in der Stadt.

Ist deshalb das urbanisierte Dorf – das traditionelle Formen der Vergemeinschaftung mit städtischen Strukturen verbinden und diese damit ins Dorf bringen

kann – die Lösung? Und ist andererseits die Sehnsucht des Städters nach sozialer Verortung, Anerkennung, Zugehörigkeit und Vertrauen in die sozialräumlichen Strukturen des Quartiers als ein Gegenpol zu einer Unübersichtlichkeit, Komplexität und Verlorenheit in der modernen Stadt zu verstehen? Bietet darüber hinaus das Dorf etwas, was wir mit Heimat umschreiben können (Bausinger 1980) und was auch der Städter sucht: als etwas, was ihn emotional an einen Ort bindet, weil dieser für ihn eine besondere Bedeutung hat? Und kann eine solche Gefühle ansprechende und Sicherheiten versprechende Bedeutung über die Schaffung von Strukturen, die man auf dem Dorf für normal hält bzw. gehalten hat, in städtischen Umgebungen hergestellt werden?

Wir haben es offensichtlich mit zwei Prozessen zu tun, die sich gegenseitig vermutlich auch bedingen. Der eine Prozess deutet darauf hin, dass die Stadt das Dorf braucht, oder besser: der Städter das Dorf wieder braucht, um im Kontext des Urbanen einen Lebensstil zu pflegen, der es erlaubt, auch in teilintegrierten Verhältnissen zuhause zu sein, sich zu etwas zugehörig zu fühlen, das auf Gemeinschaft gründet bzw. als solche erscheint. Es bilden sich also wieder Gemeinschaftsformen aus, die trotz Vergesellschaftungstendenzen der modernen Großstadt so etwas wie soziale Verortung, Vertrauen in die Alltagsbewältigung und Lebensstilführung sowie Vertrauen und Anerkennung im Kontext des Quartiers ermöglichen, insgesamt also zumindest den »Sinn« der Zugehörigkeit erzeugen. Das beweist noch einmal mehr: Man kann in einer globalisierten Welt nicht überall zuhause sein; man muss wissen, zumindest sich vorstellen können, wo man hingehört.

Andererseits entsteht vor allem in den westeuropäischen Gesellschaften, aber auch zunehmend im Einzugsgebiet mittel-, ost- und südosteuropäischer Metropolen ein allmählicher Prozess der Urbanisierung des Dorfes, in dessen Verlauf das Dorf zwar nicht zur Stadt verändert werden soll, aber modernisiert und pluralisiert wird. Attraktiv bleiben in jedem Fall jene Dörfer als Wohnstandorte, die in der Nähe einer Stadt oder in einer Metropolregion liegen, weil und wenn sie eine Mentalität ermöglichen und ein Lebensgefühl vermitteln, dass man sich zum einen als Städter in der Stadt angemessen bewegen und zum anderen in einem Dorf wohnen und dort – je nach Wahl – sich auch unterschiedlichen Formen der Dorfgemeinschaft anschließen kann.

LITERATUR

- Bahrtdt, Hans Paul (1971): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek: Wegner.
- Benevolo, Leonardo (2007): Die Geschichte der Stadt, 4. Aufl., Frankfurt/New York: Campus.

- Baum, Detlef (1988): Bürokratie und Sozialpolitik. Zur Geschichte staatlicher Sozialpolitik im Spiegel der älteren deutschen Staatsverwaltungslehre, Berlin: Duncker und Humblot.
- Baum, Detlef (Hg.) (2007): Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe, Wiesbaden: VS.
- Baum, Detlef (2010): Leben in Brey. Eine Untersuchung im Rahmen einer Dorfmoderation, Koblenz.
- Baum, Detlef/Krings-Both, Annette (2013): Gut leben in Melsbach. Entwicklung eines integrierten Handlungskonzepts für eine Dorferneuerung und eines Leitbildes, Koblenz.
- Bausinger, Hermann ([1961] 1986): Volkskultur in einer technischen Welt, Frankfurt a.M.: Campus.
- Bausinger, Hermann (1980): »Heimat und Identität«, in: Konrad Köstlin / Hermann Bausinger (Hg.), Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur, Neumünster: Wachholtz, S. 9-24.
- Bausinger, Hermann (1987): »Bürgerlichkeit und Kultur«, in: Jürgen Kocka (Hg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 121-142.
- Blickle, Peter (2000): Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform, Bd. 1, München: Oldenbourg.
- Blickle, Peter (2006): Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten. Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland, München: Beck.
- Blickle, Peter (2008): Das Alte Europa. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne, München: Beck.
- Bourdieu, Pierre (1991): »Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum«, in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen, Frankfurt, New York: Campus, S. 25-34.
- Brauer, Kai (2005): »Community Studies & Gemeindesozio-logie«, in: Stephan Beetz/Kai Brauer/Claudia Neu (Hg.), Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland, Wiesbaden: VS, S. 32-40.
- Brunner, Otto (1980): Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 103-127.
- Burgess, Ernest W./Park, Robert W. (1925): The City, Chicago: University of Chicago Press.
- Castells, Manuel (1977): Die kapitalistische Stadt. Ökonomie und Politik der Stadtentwicklung, Hamburg: VSA.
- Dangschat, Jens (2000): »Segregation«, in: Hartmut Häußermann (Hg.), Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske + Budrich, S. 209-221.
- Dietz, Berthold/Eißel, Dieter/Naumann, Dirk (Hg.) (1999): Handbuch kommunaler Sozialpolitik, Opladen: Leske & Budrich.
- Dirksmeier, Peter (2009): Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land, Bielefeld: transcript.

- Grohs, Stephan (2010): Modernisierung kommunaler Sozialpolitik. Anpassungsstrategien im Wohlfahrtskorporatismus, Wiesbaden: VS.
- Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hall, Peter/Hey Dennis (1980): Growth Centers in European Urban Systems, Berkeley: University of California Press.
- Hašek, Jaroslav (1985): Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk, Berlin/Weimar: Aufbau.
- Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter (Hg.) (2004): An den Rändern der Städte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Herlyn, Ulf (2010): »Der ›lokale Lebenszusammenhang‹ als stadtsoziologische Kategorie«, in: Annette Harth/Gitta Scheller (Hg.), Soziologie der Stadt- und Freiraumplanung, Wiesbaden: VS, S. 233-248.
- Hofmann, Jürgen (1959): Die »Hausväterliteratur« und die »Predigten über den christlichen Hausstand«. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehre vom Hause und der Bildung für das häusliche Leben, Weinheim: Beltz.
- Kaschuba, Wolfgang/Lipp, Carola (1982): Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- König, René (1958): Grundformen der Gesellschaft. Die Gemeinde, Hamburg: Rowohlt.
- Kötter, Herbert (1952): Struktur und Funktion von Landgemeinden im Einflussbereich einer deutschen Mittelstadt, Darmstadt: Roether.
- Löw, Martina (2001): »Gemeindestudien heute: Sozialforschung in der Tradition der Chicagoer Schule?«, in: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1, S. 111-131.
- Löw, Martina (2008): Soziologie der Städte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Maier, Hans (1980): Die ältere deutsche Staats- und Verwaltungslehre, 2. Auflage, München: Beck.
- Mieg, Harald A./Heyl, Christoph (Hg.) (2013): Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Mousnier, Ronald (1980): Les institutions de la France sous la monarchie absolue 1586-1789, 2 Bde, Paris : Presses Univ. de France.
- Mundt, Jörn (Hg.) (1983): Grundlagen lokaler Sozialpolitik. Sozialökologische Beiträge zur Entwicklung von Alternativen, Weinheim/Basel: Beltz.
- Oestreich, Gerhard (1969): Geist und Gestalt des frühmodernen Staates, Berlin: Duncker und Humblot.
- Park, Robert. E. (1974): »Die Stadt als räumliche Struktur und als sittliche Ordnung«, in: Peter Atteslander/Bernd Hamm (Hg.), Materialien zur Siedlungssoziologie, Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 90-100.
- Riehl, Heinrich Wilhelm (1854): Die Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Land und Leute, Stuttgart: Cotta.

- Riehl, Wilhelm Heinrich ([1855] 1897): Die Familie, 11. Aufl., Stuttgart: Cotta.
- Riehl, Wilhelm Heinrich ([1851] 1976): Die bürgerliche Gesellschaft, hg. v. Peter Steinbach, Frankfurt a.M./Berlin/Wien: Ullstein.
- Reulecke, Jürgen (1985): Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schilling, Heinz (1991): »Nationale Identität und Konfession in der europäischen Neuzeit«, in: Bernhard Giesen (Hg.), Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 192-252.
- Sassen, Saskia (2001): The Global City: New York u.a.: Princeton University Press.
- Schulz, Knut (2008): Die Freiheit des Bürgers. Städtische Gesellschaft im Hoch- und Spätmittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Sennett, Richard (2000): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, 11. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer.
- Siebel, Walter (2004): Die europäische Stadt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sievert, Thomas (1998): Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg + Teubner.
- Simmel, Georg ([1908] 2008): »Die Großstädte und das Geistesleben«, in: Georg Simmel, Philosophische Kultur, Neu-Isenburg: Zweitausendeins, S. 905-916.
- Tönnies, Ferdinand ([1935] 1991): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Neudruck der 8. Aufl., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Troßbach, Werner/Zimmermann, Clemens (2006): Die Geschichte des Dorfes. Von den Anfängen in Frankreich zur bundesdeutschen Gegenwart, Stuttgart: Ulmer.
- Vierhaus, Rudolf/Botzenhardt (Hg.) (1966): Dauer und Wandel der Geschichte. Festgabe für Kurt von Raumer, Münster: Aschendorff.
- Wacquant, Loic J. D. (1997): »Vom wohltätigen zum strafenden Staat. Über den politischen Umgang mit dem Elend in Amerika«, in: Leviathan 25, S. 50-66.
- Weber, Max ([1920] 1999): Wirtschaft und Gesellschaft, Gesamtausgabe Teilband 5: Die Stadt, hg. von Wilfried Nippel, Tübingen: Mohr.

FILM

Einer fehlt (2013) (D, R: Mechthild Gaßner)

